© NZZ AG

Syrien

In der Hölle von Aleppo

Die nordsyrische Metropole wird seit Monaten unablässig bombardiert. **Von Alexander Bühler**

Die schwarze Wolke breitet sich am Himmel aus, als wir auf Aleppo zufahren. Wieder hat eine Fassbombe einige Häuser zertrümmert. Abgeworfen hat sie ein Helikopter der syrischen Regierungsarmee. Ganz langsam verweht der Wind den Rauch der Explosion, bis nur noch dunkle Schleier über der Abwurfstelle schweben.

Syrien im vierten Jahr nach dem Beginn des Aufstands gegen das Regime von Präsident Bashar al-Asad. 140 000 Menschen sind in den mörderischen Auseinandersetzungen umgekommen. Das sind Schätzungen, denn die Vereinten Nationen haben aufgehört, die Todesopfer zu zählen. Der Vormarsch der Rebellen wird seit einem Jahr von Asads Armee abgewürgt, mit Unterstützung von Russland, Iran und der libanesischen Hizbullah-Miliz. Die Aufständischen haben schwere Niederlagen einstecken müssen, viele ihrer Hochburgen sind von der syrischen Armee eingenommen worden oder befinden sich im Belagerungszustand.

Die Metropole Aleppo ist zu einem hageren Gespenst ihrer selbst abgemagert; nach der Terrorherrschaft und dem Abzug der dem Terrornetzwerk al-Kaida nahestehenden Islamisten ist die Stadt umzingelt. In vielen Quartieren tobt ein verbissener Kampf zwischen Rebellen und Armee. Von den Millionen, die einst die Stadt bevölkerten, sind nur noch wenige geblieben: vor allem jene, die sonst keine andere Zuflucht fanden, die keine Verwandte auf dem Land oder in der Türkei haben. Seit Monaten wirft das Regime nun Fassbomben auf ihre Wohnviertel ab.

Der Fahrer stoppt neben Trümmern in einem Quartier der Altstadt. Fünfzehn Zivilisten sind hier vor zwei Monaten umgekommen: vier Frauen, elf Kinder. Hassan Dawara läuft aufgebracht durch das Chaos der Steinhaufen neben der Strasse. «Hier waren doch keine Kämpfer, keine Stellungen!» Seine Verbitterung ist mit Händen zu greifen: «Ich konnte sie nicht schützen», klagt der bärtige Koloss immer wieder. Auf allen vieren klettert er einen Trümmerberg hoch, kniet sich nieder und gräbt mit den Händen unter zerbrochenen Betonplatten und einzelnen Steinen. Dann zerrt er uns weiter, zu den Überbleibseln des Hauses, das hier stand. Ein kleiner Raum, dessen Wände teilweise von der Wucht der Explosion weggefräst wurden, steht noch. Dahinter ein kleines Badezimmer. Der 42-Jährige Dawara bleibt reglos davor stehen, seine Schultern fallen herunter, die Sprache versagt. Er erlebt den Moment wieder, in dem er die Leichen fand. «Eine Mutter mit ihren beiden Kinder war hier», sagt er. «Sie hatten Schutz gesucht, doch der Luftdruck der Explosion tötete sie.»

Leben mit dem Risiko

Jeden Tag wirft die Armee Fassbomben über der Stadt ab, vorwiegend über zivilen Wohngebieten. Ein Vormittag, an dem nur vier oder fünf einschlagen, gilt als friedlich. Die Leute haben sich so sehr an das Risiko gewöhnt, dass sie durch die Strassen laufen, um zum Markt zu gehen oder Öl für den Generator zu kaufen. Auch im Stadtviertel Sha'ar, das besonders oft angegriffen wird, sind viele Leute unterwegs. Am Vortag ist wieder eine Bombe eingeschlagen, ausgerechnet in der Nähe des Dar-ash-Shifa-Spitals.

Seit Aleppo unter Beschuss steht, ist das grosse Spital eines der beliebtesten Ziele des Regimes. Schon einmal wurde es zerstört, als eine Scud-Rakete einschlug, mit Mühe bauten es die Überlebenden wieder auf. Diesmal explodierte die Bombe genau in der Mitte der Kreuzung. 25 Leute waren sofort tot, alles Zivilisten. Der 22-jährige Abu Ahmad, der in einer Krankenstation liegt, rannte schnell in das Inferno aus brennenden Autoteilen, zerfetzten Menschenkörpern und zusammenstürzenden Häusern hinein, um Überlebende zu bergen. Dann explodierte die zweite Bombe.

«Ich spürte noch, wie sich etwas in mich bohrte, dann wurde ich ohnmächtig», erzählt Abu Ahmad mit schwacher Stimme. Splitter haben seine Magenwand aufgerissen, sie ist notdürftig zusammengenäht worden. Der Arzt neben ihm erklärt, dass weitere 25 bis 35 Verletzte mit Krankenwagen in die 50 Kilometer entfernte Türkei gefahren wurden – jene, deren Verletzungen zu schwerwiegend waren, um sie vor Ort zu behandeln. «Ich rechne jedoch damit», sagt er lakonisch, «dass die Hälfte von ihnen den Ärzten unter den Händen wegsterben wird.»

Ein paar hundert Meter weiter versucht der Stadtrat der Rebellenzone Aleppos, die Stadt so gut wie möglich am Leben zu erhalten. In einem hallenartigen Gebäude wuseln vielleicht zwei Dutzend Mitarbeiter um Schreibtische herum, telefonieren im Schein der Neonlampen, besprechen die Situation. Ihr Chef ist Abu al-Aziz Maghrabi, der vor ein paar Monaten in dieses Amt gewählt wurde. Der 35-Jährige ist ein Veteran der Bürgerbewegung, von Anfang an demonstrierte er gegen das Regime und wurde immer wieder von den Schergen Asads verprügelt und verhaftet.

«40 bis 60 Prozent der Stadt – und damit auch der Infrastruktur – sind zerstört», sagt Maghrabi, mindestens die Hälfte der Bewohner sei geflohen. Nur durch Spenden und Gelder der syrischen Opposition im Ausland könnten sie den Betrieb aufrechterhalten und etwa dafür sorgen, dass der Müll weggeräumt werde, damit keine Epidemien ausbrächen. Maghrabis Stimme ist heiser, er wirkt traurig.

© NZZ AG

Er weiss, dass Aleppo ohne Hilfe verloren ist. Auch wenn er noch mehr als seine üblichen 18 Stunden am Tag arbeiten würde. Tausende Kinder könnten nicht mehr zur Schule gehen, sagt er, weil diese Gebäude oft Zielscheibe des Regimes seien. «Deswegen haben wir kleine Unterrichtsgruppen in Wohnungen aufgebaut, dann können nicht so viel Kinder auf einen Schlag getötet werden», erzählt er.

In diesen Tagen wirft die Armee besonders viele Bomben ab. Vielleicht, weil die Rebellen der Freien Syrischen Armee ein neues Gebiet eingenommen haben. Die Wohnungen sind zwar mit Vorhängen und Rollläden verdunkelt, damit kein Licht nach aussen dringt. Doch plötzlich ist das Rattern der Helikopterrotoren deutlich zu hören. Dann das tiefe Grollen einer Explosion, das Zittern eines zusammenbrechenden Gebäudes ist unter den Füssen spürbar. Wenig später jagt ein Kampfflugzeug über Aleppo hinweg. Wieder eine Explosion, der nach wenigen Minuten der Abschuss einer Mörsergranate durch die Rebellen antwortet. Erst im Morgengrauen herrscht für wenige Minuten eine Feuerpause.

Mannshohe Flammen

Zwei Tage später, auf dem Weg aus Aleppo heraus, rast eine Ambulanz vorbei. Eine Menschenmenge hat sich in einer engen Gasse versammelt. In der Querstrasse ist eine Fassbombe eingeschlagen, die Fassade ist unter dem Druck der Explosion auf die Strasse gefallen. Im Untergeschoss des Gebäudes lodern mannshohe Flammen, im Stockwerk darüber quellen dichte Rauchwolken. Angestellte des Zivilschutzes suchen nach Überlebenden. Als das Rufen eines Kindes hörbar wird, stürzt sich einer der Feuerwehrleute in das Chaos. Er hat kein Atemschutzgerät, keine Maske, nur einen dünnen Mundschutz. Wenig später taucht er wieder auf, taumelt mit dem Kind auf dem Rücken eine Leiter herunter – und muss sich vom giftigen Rauch beinahe übergeben. «Vor einer halben Stunde ist hier eine Fassbombe eingeschlagen», erklärt er atemlos. Zwei Frauen starben bei der Explosion.

Als wir uns entfernen, hält uns ein Mann einen Koran entgegen, der im Staub des Gebäudes lag. Wütend verflucht er Präsident Asad, der mit seinen Bomben selbst vor der Religion nicht haltmache. Doch mit seinem religiösen Eifer ist er alleine. Alle anderen beklagen das Elend, das die Bomben des Regimes verursachen. Der Blick aus dem Rückfenster des Autos, als wir Aleppo verlassen, zeigt eine neue Rauchwolke über dem Stadtviertel Hanano. Dort leben nur Zivilisten. Auch an diesem Tag kommen Dutzende von ihnen ums Leben.